

BARACK OBAMA

Hat er denn die Welt verbessert?

Barack Obama reist vor dem Ende seiner Amtszeit noch einmal in befreundete Staaten, am Wochenende nach Deutschland. Zeit, Bilanz zu ziehen über seine Außenpolitik.

Von Jörg Lau; Josef Joffe | 22. April 2016 - 16:14 Uhr

© Bill Pugliano/Getty Images

Barack Obama hält eine Rede in der Ford Fabrik in Wayne, Michigan, U.S.A.

[Read the English version of this article here](#)

Ja – Obama hat die Denkschablonen der Großmacht zerbrochen. Er beendete die Hybris Amerikas

Von Jörg Lau

Der Präsident ist noch auf Abschiedstour, da trudeln schon die ersten Nachrufe ein. Obamas außenpolitische Errungenschaften werden gegen die Flops aufgerechnet. Ja, er hat Irans Atomprogramm – ohne Krieg – eingehegt, durch die Annäherung an Kuba dem linksautoritären Regime das Feindbild genommen, das es zum Überleben braucht, er hat Osama bin Laden ausgeschaltet. Dann sind da noch ein Freihandelsabkommen mit Asien und der Klimaschutzdeal von Paris. Andererseits: Der "Neustart" mit Russland ging daneben, in Libyen versäumte er den Neuaufbau nach Gaddafis Sturz, und den IS hat er lange unterschätzt. Und dann wäre da noch die Sache mit Syrien und der verwischten roten Linie ... Und so weiter.

So bekommt man das Wesen von Barack Obamas Außenpolitik nicht zu fassen. Das Verrechnen von Soll und Haben ist zu konventionell; es blockiert den Blick auf das Neue und Provokante dieser Präsidentschaft. Obama hat der Welt gutgetan, obwohl er unzweifelhaft auch schwere Fehler gemacht hat. Das Zukunftsweisende ist vielleicht, was dem strategischen Establishment als seine schlimmste Sünde gilt: Obama hat den Blick auf die amerikanische Macht verändert. Nichts ist mehr selbstverständlich: Wie viel Einfluss Amerika hat, was Führung heute heißt, warum Macht verfällt und wo sie noch zählt, das alles ist durch Obamas Politik hinterfragbar geworden. Und genau dies ist dringend nötig gewesen.

Obamas Außenpolitik hat eine breite Spur der Wut und Enttäuschung hinterlassen – nicht nur in den Washingtoner Thinktanks, denen er seinerseits nicht traut, sondern mehr noch bei Amerikas engsten Verbündeten wie Israelis und Saudis. Dieser Präsident hat die amerikanische Macht von ihren Illusionen befreit. Er hat das überholte Supermachtgetue abgelegt und das "strategische" Gerede von Pentagon- wie Schreibtisch-Generälen über Amerikas Bestimmung zur "Führerschaft", über seine "Unverzichtbarkeit" nach all den vergeblichen Mittelostkriegen als hohl entlarvt.

Obamas Syrien-Entscheidung war ein Bruch mit dieser Welt, mit dem Washingtoner "Playbook", wie er selber sagt. Weil ihm niemand einen überzeugenden Plan unterbreitete, wie eine Bombardierung Syriens zur Stabilisierung beitragen könnte, entschied er sich gegen die eigene rote Linie: Nicht noch einen Irak, nicht noch ein Afghanistan, nicht noch ein Libyen. Sein gesamtes Umfeld, die wahrscheinliche Nachfolgerin Hillary Clinton inklusive, drängte ihn, dennoch zu bombardieren, damit Amerika "glaubwürdig" bleibe. Er konterte: "Bomben auf jemanden zu werfen, um zu beweisen, dass du bereit bist, Bomben auf jemanden zu werfen, das ist so ziemlich der schlechteste Grund zur Gewaltanwendung."

Mit solchen Denkschablonen gebrochen zu haben ist kein geringes Verdienst.

Die aktuelle ZEIT können Sie am Kiosk oder hier erwerben.

Dieser Artikel stammt aus der ZEIT Nr. 18 vom 21.4.2016.

In Obamas Clinch mit dem interventionistischen Establishment liegt allerdings die Versuchung der Überkorrektur. So richtig es gewesen sein mag, den Kriegseintritt 2013 abzublasen: Es ist nicht gesagt, dass jede Intervention in Syrien – zumal am Beginn der Krise – von vornherein aussichtslos gewesen wäre. Obama hat jetzt zu Protokoll gegeben, er sei "stolz darauf", sich gewissermaßen selbst in den Arm gefallen zu sein. Das ist unangemessen. Angesichts des Leides in Syrien hat niemand Anlass zu Stolz.

Nun aber kann man zusehen, wie Obamas Kritiker einen neuen Mythos bauen: Sein angeblicher Rückzug an allen Fronten, sein Zaudern, seine generelle Skepsis gegenüber dem Militärischen habe den Westen beschädigt und seine Feinde gestärkt. Obamas Willensschwäche soll schuld sein am Ordnungsverlust in der Welt, nicht etwa die Außenpolitik seiner Vorgänger. Dass eine kurzatmige und ungenaue Interventionspolitik im Nahen Osten das Chaos mit geschaffen hat, von dem die Autoritären, die Tribalisten, die Islamisten heute profitieren, soll so zum Verschwinden gebracht werden.

Das wird nicht funktionieren. Es steckt nämlich etwas Grundsätzliches dahinter, und Obama ist der erste US-Präsident, der die innere Freiheit aufbringt, zu erkennen, dass in der heutigen Welt Macht und Einfluss anders entstehen und ausgeübt werden müssen als im langen "amerikanischen Jahrhundert", das mit dem Ersten Weltkrieg begann. Amerika kann heute nicht mehr die Ordnungsmacht sein, die es noch bis zum Ende des Kalten Krieges war. Der "unipolare Moment" nach 1990 war ein Wunschtraum.

Vielmehr ist dies die Lage in Obamas achtem Jahr: krisenhafter (Wieder-)Aufstieg Chinas und anderer Ex-Kolonisierer; Zerfall ganzer Staaten(-systeme) wie in Arabien; weltweite Renaissance des Autoritären; Wiederkehr von Tribalismus und Glaubenskriegen; Selbstschwächung des Westens durch einen Kapitalismus, der soziale Unwuchten verstärkt; Flüchtlingsströme als nächste Globalisierungsstufe. Wie in dieser Lage eine freiheitliche Ordnung gedeihen kann, weiß in Wahrheit niemand. Jedenfalls nicht durch Machtgehebe, "Gleichgewichtspolitik" und die übliche ratlose Abfolge von Schurkenknutschen und -bombardieren. Obamas Außenpolitik mutet den Amerikanern und der Welt zu, sich

dieser Lage zu stellen. Der Dissident in der Pennsylvania Avenue hat lauter subversive Botschaften in die Welt gesetzt.

Israelis: Wir schützen euch gegen jeden äußeren Feind, aber die schleichende Selbsterstörung durch die Verfestigung des Besatzungsregimes ist eure eigene Schuld. Meldet euch doch einfach, wenn ihr über die Zweistaatenlösung reden wollt.

Liebe Saudis, ihr müsst sehen, dass eure wahre Bedrohung nicht aus dem Iran kommt, sondern aus dem Radikalismus eurer Prediger, der Ölabhängigkeit eurer Wirtschaft und der Perspektivlosigkeit eurer Jugend. Ihr müsst die Region bitte mit Teheran teilen.

Chinesen: Euer Aufstieg ist uns willkommen, aber wir werden eure schwachen Nachbarn durch Handelsabkommen stärken und auch in Zukunft freie Seewege im südchinesischen Meer garantieren.

Russen: Ihr wollt es noch mal als Vormacht in Nahost versuchen, auf der Seite eines verhassten Diktators als Stabilitätsanker? Viel Glück! Die Einladung steht, zusammen gegen den IS vorzugehen.

Europäische Freunde: Redet ihr doch bitte mit Putin weiter über die Ukraine, er ist nun mal euer Nachbar. Wenn ihr mehr Schiffe in der Ostsee oder Truppen im Baltikum braucht – Anruf genügt.

Iraner: Glaubt mir, die Sache mit dem Regimewechsel ist unsererseits vom Tisch (solange ihr die Finger von der Atombombe lasst). Wenn ihr aber denkt, ihr kommt bei eurer klugen und strebsamen Jugend auf Dauer um eine gesellschaftliche Öffnung herum, dann ist der "Große Satan" euer geringstes Problem.

Es gibt in Wahrheit keine Obama-Doktrin. Dieser merkwürdige Linke mit konservativem Temperament hat acht Jahre lang versucht, Außenpolitik für Erwachsene zu machen. Gut möglich, dass wir ihn bald schon vermissen werden.

Nein – Der US-Präsident hat acht Jahre lang eine illusionäre Außenpolitik betrieben. Die Folgen sind übel

Von Josef Joffe

Einen Gag hatte sich die noch junge Regierung Obama ausgedacht, um den "Reset", den Neubeginn mit Moskau einzuläuten. Im März 2009 überreichte Außenministerin Hillary Clinton ihrem russischen Kollegen Sergej Lawrow einen roten Plastikknopf mit der Aufschrift "#####", russisch für "Reset", wie Clinton wähnte. Lawrow korrigierte sie ironisch grinsend: Tatsächlich bedeute das Wörtchen "Überlastung", Kurzschluss. Dennoch enthüllte der Patzer eine tiefere Wahrheit: Blackout statt Morgenröte. Barack Obama wollte in seiner Gutgläubigkeit den uralten Machtkampf mit einer wohlwollend-witzigen Geste überwinden. Wir wissen, wie es ausging.

Eine Weile lang läuft es traumgemäß, etwa mit einem neuen atomaren Abrüstungsvertrag. Doch 2012 tritt der nette Herr Medwedew als Präsident ab; Putins dritte Amtszeit beginnt. Zwei Jahre später der Doppelknall: Russland annektiert die Krim und greift nach dem Südosten der Ukraine . 2015 intervenierte Putin offen in Syrien , um den Diktator zu retten. "*Assad must go*", tönt es aus Washington, doch Moskau schießt. Warum auch nicht, hat doch Obama das Schachbrett verlassen. In Nahost formiert sich nach vierzig Jahren amerikanischer Vorherrschaft eine russisch-iranische Allianz.

Die russische Rüstung wächst doppelstellig, derweil Obama die US-Ausgaben von 700 auf 600 Milliarden Dollar kürzt. Statt auf "Reset" setzt Putin auf Machtgebärden. Russische Bomber testen die amerikanische Abwehr von Alaska bis Guam. Die Nato kriegt es in der Nord- und Ostsee zu spüren.

Dennoch hält sich Obama für einen "Realisten", wie er gerade in der Zeitschrift *Atlantic* zu Protokoll gab . Er könne nicht "alles Unheil auf dieser Welt beseitigen". Ein kluges Prinzip, dürfen doch Ambitionen nie die stets knappen Mittel übersteigen – erst recht nicht nach 15 Jahren Krieg in Afghanistan und Irak, Amerikas längstem. Nur: Ein Realpolitiker aus der Schule Bismarcks oder Kissingers ist Obama nicht. Die wussten, dass in der Weltpolitik die gleiche Regel gilt wie in der Natur: Beide verabscheuen das Vakuum.

Seit 2009 im Rückzug-Modus, hat die Supermacht Leere rings um den Globus hinterlassen. In Europa schrumpfte die US-Militärpräsenz auf 30.000; sie war einmal zehnfach stärker. Die Ukraine hat Obama an die EU ausgelagert, die strategisch handeln weder kann noch will. Der "Pivot" – die Wende nach Asien – ist ein Slogan geblieben, während Peking eine Hochseeflotte aufbaut und mit künstlichen Inseln Stützpunkte in den Pazifik vorschiebt. Erst sehr spät hat Washington begriffen, dass Chinas Vorwärtsstrategie Amerikas asiatische Allianzen mit Japan, Korea und den Philippinen gefährdet. Wer sich ungeschützt fühlt, driftet ab – bis hin zum Appeasement des Aufstiegers.

Absonderlich ist Obamas Diktum, wonach Mittelost "nicht länger so furchtbar wichtig" für Amerika sei. Denn diese Region bleibt, was sie seit 2500 Jahren, seit Cyrus und Xerxes, gewesen ist: das strategische Scharnier zwischen Europa, Asien und Afrika. Ein Gedankenexperiment: Sagen wir, Obama hätte 2011, beim Ausbruch des syrischen Binnenkrieges, eingegriffen. Nein, nicht, um wie Bush den "*regime change*" zu erzwingen, sondern um mit sorgfältig dosierter, also "realistischer" Gewalt eine Schutzzone entlang der türkischen Grenze mit Luft- und Bodenkraften abzusichern. Hunderttausende hätten in dieser Zone überlebt. Millionen wären nicht in die Nachbarländer und nach Europa geflüchtet. In diesem Strom sind ungezählte IS-Killer in die EU eingesickert.

Ein echter Realist weiß, wann und wie Politik unter "Beimischung von Blei" (à la Clausewitz) fortgeführt werden muss, um Schlimmeres zu verhindern. Der Staat mag das "kälteste aller kalten Ungeheuer" sein, wie Nietzsche wütete. Doch in Syrien waren Humanität und Strategie Zwillinge. Amerika hätte mit dem begrenzten Eingriff der Moral wie dem eisigen Eigeninteresse gedient. Abkehr und Nichtstun sind kein Ausweis von

Staatskunst. Abschreckung durch Präsenz hätte die Blutrünst Assads sowie die Ausdehnung der Rivalen Russland und Iran zumindest gebremst.

Hätte, hätte ... Obama verweigerte den frühen Einsatz; jetzt bombt seine Air Force, aber erst nachdem Putin sein Ziel erreicht hat: See- und Luftstützpunkte in der Levante.

Es kommt noch schlimmer. Der syrische Krieg brach 2011 aus, just als Obama die letzten Soldaten aus dem Irak heimholte. Prompt kam die Rechnung: der Vormarsch des IS, der nunmehr weite Teile Syriens und des Iraks kontrolliert, von wo er den Terror in den Westen trägt.

Hatte Obama den IS nicht als "Drittliga-Team" verhöhnt? Jetzt entsendet der Tabellenführer wieder Truppen in den Irak, und zwar heimlich, still und leise. 4.000 sind's offiziell, 9.000 sind wahrscheinlicher. Der "Realist" Obama musste kein Feldherren-Genie sein, um den Preis des Abzugs zu bemessen. Mittelost ist eben doch "furchtbar wichtig". Leider ist die Rückeroberung verlorener Positionen immer riskanter und kostspieliger, als mit kampfbereiter Truppe auf Posten zu bleiben.

Wiederkommen ist komplizierter und gefährlicher als Dableiben – das ist die Lehre aus acht Jahren illusionärer Außenpolitik: Einwärtskrümmung plus Drohnen und Spezialkräfte. Ein Rätsel: Wie konnte der Präsident, ein brillanter Stratege in der Innenpolitik, eine so träumerische Außenpolitik betreiben? Obama hat daheim fast alles erreicht und obendrein die Republikanische Partei an den Rand der Selbstvernichtung bugsiiert. Merkel konnte die SPD bloß auf zwanzig Prozent stützen.

Eine Antwort findet sich im *Atlantic*, wo der Reporter Jeffrey Goldberg nach einer Reihe von Interviews die "Obama-Doktrin" auf den Punkt bringt: Amerika befinde sich laut Obama auf der richtigen Seite der Geschichte. "Obama glaubt", so gibt Goldberg ihn wieder, "dass die Geschichte Partei ergreift. Amerikas Widersacher haben sich auf die falsche Seite geschlagen – wo Stammeskämpfe, Fundamentalismus, Sektierertum und Militarismus noch immer florieren. Sie alle haben nicht kapiert, dass die Geschichte sich Obama zuneigt."

Wozu also Großmachts- oder Gleichgewichtspolitik? Mögen doch Russland, China und der Iran auf ihrem Irrweg ins Verderben marschieren. Amerika darf sich zurücklehnen, denn die Geschichte wird's schon richten, wie Hegel und Marx uns vorgegaukelt haben. Das ist nicht Staatskunst, sondern eine Religion, in der die Historie den lieben Gott ersetzt.

Tatsächlich aber hat Obama den Glauben verloren, bloß zu spät. Sonst würde er nicht wieder Truppen und schweres Gerät nach Europa und Mittelost verlegen; sonst würde seine Luftwaffe nicht vom Mittelmeer bis zum Euphrat bombardieren; sonst würde der Präsident, der anfänglich eine Welt ohne Nuklearwaffen propagiert hatte, nicht das gesamte US-Atomarsenal modernisieren.

Geschichtsvertrauen ist gut, Versicherung besser. Nur wäre die Police vor ein paar Jahren billiger gewesen, vom humanitären Blutzoll ganz zu schweigen.

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/2016/18/barack-obama-aussenpolitik-pro-contra>